



**Rede**  
**des Präsidenten der**  
**Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.**  
**Peter Gruss**  
**vor dem Wissenschaftlichen Rat**  
**am 16. Februar 2006**  
**in Berlin**

Lieber Herr Hopt,  
sehr verehrte Frau Bludau,  
verehrte Vorgänger im Amt, Herr Zacher und Herr Markl,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,

Wenn ich im Rückblick das schönste Ereignis des Jahres 2005 für die Max-Planck-Gesellschaft küren müsste – die Entscheidung wäre schwierig; denn es sind diesmal gleich zwei besondere Ereignisse. Da ist einmal die Einigung zwischen den Ministerpräsidenten und der Bundesregierung über den Pakt für Forschung und Innovation, mit dem uns bis zum Jahr 2010 ein jährlicher Haushaltsanstieg von mindestens 3% zugesagt ist. Das zweite Ereignis ist natürlich die Verleihung des Nobelpreises für Physik an Theodor Hänsch vom Max-Planck-Institut für Quantenoptik.

Was mich daran besonders freut, ist, dass es die Forschung an einem Max-Planck-Institut war, die zu den preiswürdigen Ergebnissen geführt hat. Aber es kommt noch etwas anderes hinzu: Mit Herrn Hänsch ist jemand ausgezeichnet worden, der nicht nur bahnbrechende wissenschaftliche Erkenntnisse hervorbringt, sondern diese auch mit einer besonderen Begeisterung vermitteln kann. Denken Sie nur an die inzwischen berühmt gewordenen Gummibärchen-Laser!

Manfred Eigen, ein anderer Nobelpreisträger in unseren Reihen, hat das Wesen der Grundlagenforschung einmal so beschrieben: „Wir betreiben Grundlagenforschung, weil wir wissen wollen, nicht weil wir etwas Bestimmtes wissen wollen.“ Es ist diese Neugierde, das „wissen wollen“, das uns treibt, immer neue Fragen zu stellen. Um sie zu lösen, braucht es Ideen, und zwar ungewöhnliche oder gar verrückte Ideen. Doch diese Kreativität kann sich nur dort entfalten, wo der notwendige Freiraum vorhanden ist.

Es ist gerade das Selbstverständnis der Max-Planck-Gesellschaft, der einzelnen Wissenschaftlerin oder dem einzelnen Wissenschaftler diese Freiheit und die notwendige Ausstattung dafür zu geben. Der springende Punkt ist, die besten Köpfe in ihrer kreativsten Phase für uns zu gewinnen. Es wäre jedoch zu kurz gesprungen, nur auf die Kreativität des Einzelnen zu setzen.

Das mag in der Kunst zutreffen. Und weil wir gerade Mozartjahr haben: Hätte Mozart nicht existiert, niemand hätte *Così fan tutte* oder die Jupiter-Symphonie komponiert. Mozart hat ein Werk geschaffen, das Max Weber „Erfüllung“ nennt, etwas das nie überboten werden oder veralten kann. In der Wissenschaft ist dagegen nicht nur klar, dass jedes Werk nach einigen Jahren überholt ist. Es ist, wie Weber sagt, sogar „der Sinn der Arbeit der Wissenschaft“. Denn „jede wissenschaftliche ‚Erfüllung‘ bedeutet neue ‚Fragen‘ und will ‚überboten‘ werden.“

In den Naturwissenschaften geht es um das Erkennen und das Verstehen von etwas, das auch ohne unser Tun existiert. Es ist ein wenig wie in der Anekdote, die Bill Bryson seiner „Kurzen Geschichte von fast allem“ voran stellt: Einmal kündigte der Physiker Leo Szilard seinem Freund Hans Bethe an, er wolle ein Tagebuch führen: „(...) Ich möchte die Tatsachen nur festhalten, damit Gott Bescheid weiß.“ Daraufhin fragte Bethe: „Glauben Sie nicht, dass Gott die Tatsachen schon kennt?“ – „Ja“, erwiderte Szilard, „die Tatsachen kennt er. Aber diese Version der Tatsachen kennt er noch nicht.“

Doch der Weg, den wir gehen, um den Tatsachen auf die Spur zu kommen, verläuft nicht im luftleeren Raum. Die einzelne Forscherpersönlichkeit bedient sich aus einem über lange Zeit angefüllten Wissenspool und trägt – im besten Fall – mit ihren Ergebnissen maßgeblich zur Erweiterung dieses Wissens bei. Dabei ist zu beobachten, dass die Forschung nach und nach auf bestimmte Befunde zusteuert. Die Zeit muss reif dafür sein. Oder wie Mark Twain meinte: „Dass Amerika entdeckt worden ist, war erstaunlich. Noch erstaunlicher wäre es allerdings gewesen, wenn Amerika nicht entdeckt worden wäre.“

Ähnlich verhält es sich in der wissenschaftlichen Forschung. Nehmen Sie die theoretische Physik: Selbst wenn es Einstein nicht gegeben hätte, wäre es letztlich nur eine Frage der Zeit gewesen, bis ein anderer diese Entdeckungen gemacht hätte. Herr Renn könnte uns jetzt sicherlich auch gleich noch sagen, wer wohl der nächste in der Reihe gewesen wäre. Tatsache ist: Die Wissenschaftsgemeinschaft war an einem Punkt, an dem diese Entdeckungen anstanden.

Wissenschaft ist aber nicht nur ein Gemeinschaftswerk in dem Sinne, dass seit Jahrhunderten eine Forschergeneration auf den Schultern der vorhergehenden steht. Jeder von uns profitiert vom Austausch mit den Kollegen und von deren Forschungsergebnissen – verifizierten wie falsifizierten. Dabei stehen wir nicht selten im Wettbewerb zu Gruppen, die weltweit an einer ähnlichen Fragestellung arbeiten, deren Zeit zur Lösung gekommen ist. Bei der Erarbeitung neuer Erkenntnisse ist gerade in den Naturwissenschaften Teamarbeit das Geheimnis des Erfolgs.

Es kommt meist nicht allein auf das Genie des einzelnen Forschers an, sondern ebenso auf das Gemeinschaftswerk vieler – von den Peers, dem Team aus Wissenschaftlern und Technikern bis hin zur Verwaltung. Wissenschaft basiert auf diesem Gemeinschaftseffekt. Das ist bei der Entdeckung subatomarer Strukturen nicht anders als bei der Entschlüsselung von Abläufen in komplexen Organismen.

Diese Überlegungen lassen den einzelnen Wissenschaftler vielleicht mit einem Gefühl von Ersetzbarkeit zurück. Der spanische Philosoph Ortega y Gasset vertrat sogar die These, dass es ohnehin nicht die großen Geister sind, die die Naturwissenschaften in vielen Bereichen eigentlich voran bringen, sondern die Massen von fleißigen, eher mittelmäßigen Forschern.

Aber, liebe Kolleginnen und Kollegen, keine Sorge! Damit hinterfrage ich keineswegs die Strategie der MPG, die Besten an ihre Institute zu holen. Wissenschaftliche Höchstleistung ist kein kooperatives Phänomen in dem Sinn, dass nur ausreichend viele kleine Beiträge zusammengefügt werden müssten. Entscheidend ist eine kongeniale Atmosphäre, in der der Leistungsmaßstab ständig höher geschraubt wird. Es sind diese

Zentren, in denen die Besten mit Zähigkeit, Hingabe, Mut und Willensstärke wirken und – vor allem – sehr hart arbeiten. Sie haben Führungsqualitäten, denken oft schneller und unkonventioneller und sind eben kreativ. Solche Zentren werden zum Impulsgeber für die Wissenschaft. Sie können aber auch Beiträge zur Entwicklung von Clustern leisten und damit zur Entwicklung einer ganzen Region.

Es ist eine besondere Stärke der Max-Planck-Gesellschaft, so viele dieser hervorragenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für sich zu gewinnen, die wiederum den besten wissenschaftlichen Nachwuchs anziehen. Um diese Persönlichkeiten herum entstehen Arbeitsgruppen, Abteilungen und letztlich die Max-Planck-Institute, die in ihren Forschungsfeldern oft Weltspitze sind. Diese kumulative Spitze aus hervorragenden Wissenschaftlern in renommierten Instituten zeichnet uns aus. Und deshalb sind wir gefragt, weil man sich von uns positive Ausstrahlung auf die Universität, die Wirtschaft und damit auf die Wettbewerbsfähigkeit einer Region erwartet.

Erfreulicherweise lässt sich heutzutage auch die Politik zunehmend auf das Konzept der Spitzenförderung ein.

Deutschland ist dabei, sich von einem breiten Verteilungskonzept zu verabschieden, das gekennzeichnet ist durch schlechte Ausstattung, Überfüllung und Nivellierung der Leistung des Einzelnen. Statt eines egalisierten Mittelmaßes traut man sich, mehr und mehr Elite entstehen zu lassen und zu fördern. Folgt man den Äußerungen der Politik, sind die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Bildung und Forschung derzeit besser denn je. Zunehmend setzt sich die Erkenntnis durch, dass der künftige Wohlstand und die soziale Sicherung der Gesellschaft auf einer innovations- und wissensbasierten Ökonomie beruhen. Dahinter steht vor allem der wachsende Druck, in Deutschland wie auch sonst in Europa, wieder mehr Innovationen hervorzubringen.

Die gute Nachricht ist nicht nur, dass Gesellschaft und Politik zunehmend anerkennen, dass die so dringend notwendigen Innovationen Ergebnis von Wissenschaft und Forschung sind. Besonders erfreulich ist, dass nun auch mehr Geld für Forschung und Wissenschaft zur Verfügung gestellt wird.

Als ich im vergangenen Jahr hier vor Ihnen stand, war die Föderalismusreform gerade gescheitert, und das wichtige Programm zur Förderung der Universitäten auf Eis gelegt, ebenso wie der Pakt für Forschung und Innovation für die außeruniversitäre Forschung. Heute sind der Pakt für Forschung und auch die Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder unter Dach und Fach. Die Regierung Merkel unterstützt diese Initiativen der Vorgängerregierung und will bis zum Ende der Legislaturperiode – inklusive der beiden Programme – insgesamt 6 Milliarden Euro in Forschung und Entwicklung investieren.

Während wir als außeruniversitäre Einrichtung für den Haushalt 2006 bereits die 3-prozentige Steigerung fest zugesichert bekommen haben, ist auch Bewegung in die Exzellenzinitiative gekommen. Die ersten Ergebnisse der Vorauswahl liegen vor. Vor drei Wochen hat die gemeinsame Kommission des Wissenschaftsrats und der DFG 10 Universitäten, 39 Graduiertenschulen und 41 Exzellenzcluster für die offizielle Antragstellung nominiert. Für diese drei Förderlinien stehen bis Ende 2011 insgesamt 1,9 Milliarden Euro zur Verfügung. Die Entscheidung, wer in der ersten Runde zu den Gewinnern zählt, wird im Oktober dieses Jahres fallen. Bis dahin sollen 20 Graduiertenschulen, 15 Exzellenzcluster und fünf Hochschulen ausgewählt werden.

Natürlich sind alle drei Maßnahmen richtig und wichtig. Ich persönlich bin vor allem von der Clusteridee überzeugt. Cluster führen Potenziale zusammen, sie schaffen Synergien, stärken die Zusammenarbeit und schonen dadurch Ressourcen. Es entsteht dort eben jene kongeniale Atmosphäre, in der der Leistungsmaßstab ständig höher geschraubt wird – sowohl in der Wissenschaft als auch in der Wirtschaft.

Nehmen Sie eine Stadt wie Dresden: Gemeinsam mit Universität, außeruniversitären Einrichtungen und der Wirtschaft ist in wenigen Jahren ein Standort entstanden, der weit über Deutschland hinaus als ein Erfolg im Bereich der Mikroelektronik, der Informations- und Kommunikationstechnologie sowie zunehmend auch der Medizin- und Biotechnologie gilt. In der Folge ist es nun für eine solche Region vergleichsweise einfach, die kreativsten Menschen anzuziehen – und zwar weltweit. Denken Sie nur an unsere internationale Besetzung in den MPI! Und diese Entwicklung beeinflusst nicht nur den Forschungs- und Wirtschaftsstandort. Ein derart internationaler, gut ausgebildeter und kreativer Bevölkerungsanteil stellt hohe Anforderungen an eine Stadt, zum Beispiel an das kulturelle Angebot, an Freizeitangebote, Schulen und Kindergärten, an die Wohnumgebung und die Infrastruktur. Da dieses Umfeld die Stadt wiederum für Investoren attraktiv macht, Kultur und Handel befördert und die Lebensqualität verbessert, wird es immer leichter, weitere exzellente Persönlichkeiten aus allen Bereichen anzuziehen. Was in Dresden in vergleichsweise kurzer Zeit erreicht werden konnte, bleibt bewundernswert – auch wenn die Region bei der Exzellenzinitiative noch nicht erfolgreich war.

Wir werden uns im Zuge der Exzellenzinitiative und der Bildung von Exzellenzclustern auch stärker überlegen müssen, welche Standorte aus wissenschaftlichen Gründen sinnvoll sind bzw. wo auch über eine Umsiedelung nachgedacht werden sollte, um zu einem sinnvollen Cluster beizutragen; ein Beispiel wäre das MPI für Sonnensystemforschung. In dieser Frage gibt es aber oft keine Lösungen, die wir kurzfristig verwirklichen können.

Es hat mich jedenfalls sehr gefreut, dass sich im Rahmen der Exzellenzinitiative sehr viele MPI an den Bewerbungen der Universitäten beteiligt haben. Zeigt das doch zweierlei. Erstens, dass es einfach Unsinn ist, pauschal von einer Versäulung im deutschen Wissenschaftssystem zu sprechen. Die gemeinsamen Anträge beweisen, wie eng die MPI mit den Universitäten zusammenarbeiten. Wie es ja auch schon seit langem vielfältige Kooperationen zwischen Universitäten und außeruniversitären Einrichtungen gibt. Ich brauche das hier nicht auszuführen, denn Sie alle sind es ja, die diese engen Kontakte pflegen.

Zweitens wird damit aber auch deutlich, dass die MPG für Exzellenz steht. Man sucht die Kooperation mit uns, weil wir zu einer höheren Erfolgsquote beitragen. Das zeigen die Daten der Exzellenzclusteranträge ganz deutlich, die es in die zweite Runde, also zur offiziellen Antragstellung, geschafft haben: Von den 61 Anträgen mit MPG-Beteiligung war rund ein Drittel erfolgreich, während von den übrigen Anträgen nur etwa jeder fünfte punkten konnte. Ein ähnliches Verhältnis ergibt sich bei den Graduiertenschulen: fast 40 Prozent der Anträge gemeinsam mit MPI hatten Erfolg, im Gegensatz zu 25 Prozent der anderen Vorschläge. Insgesamt bilden die MPI bei beiden Programmteilen mit Abstand die größte Gruppe außeruniversitärer Kooperationspartner.

Diese enge Vernetzung ist ja auch im Interesse der MPG. Daher haben wir im Pakt für Forschung und Innovation zugesagt, die Kooperationen noch weiter zu vertiefen.

Ich möchte zwei Maßnahmen besonders hervorheben. Zum einen die International Max Planck Research Schools. Derzeit gibt es 43 Schools, an denen 54 Institute und unterschiedliche Universitäten beteiligt sind. Dieses wunderbare Instrument der Nachwuchsförderung steht für die enge Zusammenarbeit mit den Universitäten bei der Ausbildung der Doktoranden. Zum anderen können seit letztem Jahr Professoren aus den Universitäten an Max-Planck-Instituten mit eigenem Etat fünf Jahre lang forschen. Bisher wurden sechs Fellows berufen. Dieses Instrument wollen wir ebenfalls weiter ausbauen. Wir möchten, dass diese Kolleginnen und Kollegen sich wirklich als ein Teil der MPG fühlen können. Daher ist mir sehr wichtig, dass sie auch als Gäste in den Sektionssitzungen die Mechanismen und Regeln der MPG kennen lernen!

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

95 Prozent der führenden Wirtschaftsvertreter haben in einer Allensbach-Umfrage angegeben, die Max-Planck-Gesellschaft stärke Deutschland als Standort für Wissenschaft und Forschung. Und nahezu 90 Prozent meinen, die MPG betreibe Forschung, die allen zugute kommen sollte. Das ist wichtig für uns, unterstreicht dieses Ergebnis doch, dass besonders die Vertreter aus Wirtschaft und Industrie den Wert der Grundlagenforschung für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes anerkennen.

Klar muss aber auch sein: Die MPG kann – und vor allem will - keine zweite Fraunhofer-Gesellschaft sein. Grundlagenforschung darf nicht unter das Diktat der kurzfristigen wirtschaftlichen Verwertbarkeit geraten. Es freut mich, dass Bundesministerin Schavan gerade auch bei diesem Thema auf unserer Seite steht.

Die Max-Planck-Gesellschaft versteht sich aber schon seit jeher als eine Einrichtung für Grundlagenforschung, die für die Anwendung offen ist. Auch hier ist die Forschung von Herrn Hänsch ein sehr schönes Beispiel. Der von ihm entwickelte Frequenzkamm wird effizientere Glasfaserleiter, noch genauere Uhren und ein verbessertes Satellitennavigationssystem ermöglichen. Und schon heute vermarktet Herr Hänsch seine Erfindung in einer ausgegründeten Firma.

Um den Austausch zwischen der Grundlagenforschung und der anwendungsorientierten Forschung zu verbessern, wollen wir künftig auch enger mit der Fraunhofer-Gesellschaft zusammenarbeiten. Außerdem suchen wir den Austausch mit Wirtschaft und Industrie. Mit Gesprächen im Präsidentenhaus versuche ich, mehr Wissen über die MPG in die Vorstandsetagen zu bringen und dabei Kooperationsmöglichkeiten auszuloten. Ich denke aber auch an kleine Schritte, zum Beispiel daran, Doktoranden- bzw. Postdoktoranden-Austauschprogramme zwischen Industrie und Instituten zu fördern. Ich weiß, dass das in einigen MPI bereits mit großem Erfolg praktiziert wird und andere sich bewusst dagegen entschieden haben. Wir wollen Sie unterstützen, wenn so ein Austausch gewünscht wird.

Darüber hinaus ist natürlich vor allem unsere Verwertungsgesellschaft Garching Innovation besonders gefragt, wenn es darum geht, den Unternehmen die Ergebnisse der Grundlagenforschung näher zu bringen. Gemeinsam mit Garching Innovation haben wir außerdem ein Konzept entwickelt, wie grundsätzlich der Übergang von wissenschaftlicher Erkenntnis in wirtschaftliche Produkte verbessert werden kann. Das Konzept eines Innovationsfonds der deutschen Wissenschaft wird derzeit in der Politik diskutiert. Ziel unserer Bemühungen ist auf jeden Fall nicht die Veränderung der Grundlagenforschung, sondern eine Verbesserung der Schnittstellen zwischen Forschung und Wirtschaft.

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

der Pakt für Forschung und Innovation und vor allem die Exzellenzinitiative werden Auswirkungen auf das gesamte deutsche Forschungssystem haben. Die Mittel aus der Exzellenzinitiative werden die Misere der deutschen Universitäten nicht kurzfristig beheben können. Dieses Programm kann nur den Auftakt bilden; weitere vor allem auch strukturelle Maßnahmen innerhalb der Universitäten müssen folgen. Fatal wäre, wenn es nicht insgesamt zu einer Erhöhung der Mittel käme, sondern lediglich zu einer Umverteilung.

Wenn Sie nur bedenken, dass Studiengänge in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die einst für fünf Prozent eines Jahrgangs konzipiert worden sind, heute von mehr als einem Drittel besucht werden, dann werden Sie mir zustimmen, dass wir in manchen Bereichen noch am Anfang einer angemessenen Finanzierung stehen.

Zugleich erhoffe ich mir von der neu angestoßenen Profilbildung, dass neben einer guten Ausbildung in der Breite, auch die Spitzen besonders gefördert werden. Eine wichtige und richtige Entscheidung ist aus meiner Sicht, dass erfolgreiche Bewerber im Exzellenzwettbewerb die Betriebskosten für die Graduiertenschulen oder Exzellenzcluster

nicht aus eigener Tasche zahlen müssen. Denn sie können hier mit einem so genannten Overhead, einem 20-prozentigen Zuschlag rechnen. Allerdings werden sich mit der Einführung der Overheadkosten zum ersten Mal seit langen Jahren die Budgets von DFG und MPG unterschiedlich entwickeln. Nach jetzigem Stand würde der Haushalt der DFG bis 2009 um 40 Prozent anwachsen. Damit wäre der finanzielle Gleichschritt zwischen MPG und DFG beendet.

Mit der Exzellenzinitiative befinden sich also nicht nur die Universitäten im größten Wandel seit Jahrzehnten, sondern auch die außeruniversitäre Forschung ist betroffen. Auch für uns wird die Differenzierung der Universitätslandschaft von Bedeutung sein. Um fit für die Zukunft zu sein, ist essentiell, dass wir als Gemeinschaft unsere Mission erfüllen. Das heißt in allererster Linie, exzellente Forschung zu betreiben; die Atmosphäre der Höchstleistung und damit die internationale Anziehungskraft der MPG zu erhalten. Da wir im Wesentlichen komplementär zu Universitäten arbeiten, ist eine intensive Kooperation mit ihnen wünschenswert - allerdings ohne unser Profil zu verwässern. Das heißt bei jeder Kooperation müssen beide Seiten voneinander profitieren. Dies kann aber nur geschehen, wenn die einzelnen Partner ihre spezifischen Vorzüge einbringen können. Kooperation findet ihre Grenze, wo das jeweilige Profil eingeebnet werden soll. Dabei bin ich offen, neue Formen der Kooperation auszuprobieren. Auch gerne über die Grenzen unterschiedlicher Institutionen hinaus. So ist beispielsweise das Thema Systembiologie in München, Magdeburg und Dortmund in Diskussion oder das Projekt C-FEL in Hamburg, aber dazu später.

Aber ich reagiere zunehmend verärgert auf Empfehlungen, die uns nahe legen, uns in universitäre Organisationszentren zu integrieren. Mit solchen Vorschlägen wird jegliche Kooperation ad absurdum geführt. Bei aller Wertschätzung für ein einzelnes MPI, das in seinem Feld häufig Weltspitze ist; es kann doch niemand ernsthaft glauben, dass ein MPI mit vier oder fünf Abteilungen diesen Ruf beibehalten und weiterhin die weltweit Besten berufen kann, wenn es gewissermaßen als An-Institut einer Universität geführt wird. Eine Regionalisierung oder gar Provinzialisierung von Teilen einer international wirkenden Organisation wie der unseren, wäre ihr Ende. Trotz all ihrer Heterogenität bilden die Max-Planck-Institute und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine Gemeinschaft, die nach den gleichen Grundsätzen und Regelungen zur Sicherung der wissenschaftlichen Exzellenz funktioniert.

Außerdem arbeiten wir an unterschiedlichen Forschungsfragestellungen über die Institutsgrenzen hinweg und bilden so auch eine wissenschaftliche Einheit. Unsere Broschüre „Max-Planck-Forschungsperspektiven 2005“ stellt das unter Beweis. Viele Projekte fördern wir daher zusätzlich aus dem Strategischen Innovationsfonds des Präsidenten.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, unsere Aufgabe ist es, besonders innovative und risikoreiche Forschung schnell und effizient aufzunehmen und schließlich dank Ihrer Kreativität hervorragende Ergebnisse vorlegen zu können. Kein geringer Anspruch! Einiges haben wir auch in den letzten Monaten wieder auf den Weg gebracht:

Das MPI für Softwaresysteme ist gerade im Aufbau. Auch wenn vor allem für den Standort Kaiserslautern noch einiges an Arbeit zu leisten ist, können wir mit dem Erreichten schon ganz zufrieden sein. Der Gründungsdirektor ist aktuell der meistzitierte in Deutschland arbeitende Informatiker und einer der dortigen Nachwuchsgruppenleiter hat das meistzitierte Paper 2004 vorgelegt.

Für das MPI für Biologie des Alterns sind wir in Gesprächen mit Vertretern eines möglichen Sitzlandes und mit Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die als Gründungsdirektorin oder -direktor die Idee in die Realität umsetzen. Ich bin sehr zuversichtlich, dass auch die notwendige Landesfinanzierung der Infrastruktur rechtzeitig zur Verfügung stehen wird.

In Hamburg wollen wir an den großartigen Chancen partizipieren, die der Freie Elektronenlaser bieten wird. Seit Ende vergangenen Jahres laufen die Gespräche mit DESY, der Universität und dem Land Hamburg über den Aufbau und die Umsetzung des von der intersektionellen Expertenkommission erarbeiteten Konzepts. Aktuell sind Kollegen vom MPI für Kernphysik und vom Fritz-Haber-Institut mit Pionierexperimenten eingebunden. Ziel ist, mit der Universität Hamburg und DESY als Partnern das Center for free electron laser studies, C-FEL, ins Leben zu rufen. Dabei wird eine Max-Planck-Forschungsgruppe an der Uni Hamburg das zentrale Element darstellen. Außerdem planen wir, uns im Bereich der FEL-Theorie und beim Detektorbau zu beteiligen. Ich danke insbesondere Herrn Schlögl für seine innovativen Ideen und sein Engagement und bin sehr froh, dass Herr Stratmann künftig das Projekt weitertreiben wird.

Über ein anderes Projekt möchte ich Sie nur kurz informieren, da ich heute noch nichts zur weiteren Entwicklung sagen kann. Letztes Jahr haben die Stifter des Forschungszentrums caesar in Bonn, also der Bund und das Land Nordrhein-Westfalen, die MPG gebeten, ein Konzept für eine wissenschaftliche Neuausrichtung von caesar zu erarbeiten. Ich habe daraufhin eine Präsidentenkommission mit Vertretern der Industrie, der Universitäten und der außeruniversitären Forschungseinrichtungen, einschließlich der MPG, eingesetzt. Deren Konzept sieht vor, dass die Bereiche Neuroregeneration, Neurodegeneration und Neurosensorik in Zukunft den thematischen Fokus bilden. Wenn die Stifter zustimmen, könnte caesar als Stiftung eigenständig bleiben, würde aber nach den Prinzipien der MPG organisiert. Aktuell prüfen die Stifter das Konzept. Ich werde Sie auf dem Laufenden halten...

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

Erneuerung ist in der MPG ein permanenter Prozess. Wir alle wissen, wie sich die Forschung in einer Abteilung beständig ändert, Neues aufgenommen wird, anderes nicht weiterverfolgt wird. Ein besonders kritischer Moment ist die Neubesetzung einer Abteilung. Mit jeder Emeritierung schließt zunächst die entsprechende Abteilung. Mit der Neuberufung legen wir uns im Durchschnitt für 25 Jahre auf eine Person fest und stellen dieser in all den Jahren eine Summe von mehreren Millionen Euro jährlich zur Verfügung. Die Bandbreite variiert von einer vergleichsweise „günstigen“ Berufung im Bereich Theorie bis hin zu manchmal geradezu astronomischen Höhen für die experimentelle Forschung. Mit der Entscheidung, eine Abteilung in einem Themenfeld einzurichten, ist die Absage an eine andere Forschungsrichtung verbunden. – Wir gehen an dieser Stelle eine große Verpflichtung und eine große Verantwortung ein! Als Präsident habe ich die Letztverantwortung. Daher ist es nur natürlich, dass jeder Berufungsprozess – noch bevor er in der Perspektivenkommission der jeweiligen Sektion beraten wird – von mir zur Beratung freigegeben werden muss.

Aber bei den vielen einzelnen Schritten, die dann der eigentlichen Berufung vorausgehen, übernehmen Sie als Mitglieder in den Berufungs- und Perspektivenkommissionen ebenfalls große Verantwortung. Dass Sie sich dieser Verantwortung stellen und neben Ihrer Forschung die Zeit nehmen, dafür danke ich Ihnen sehr herzlich! – Allen voran den Sektionsvorsitzenden und den Vizepräsidenten. Andererseits muss ich aber auch sagen: Nur so kann die MPG funktionieren.

Dass wir jede Abteilung nach der Emeritierung schließen, hat den Sinn, dass wir auf diese Weise flexibel bleiben, um die innovativste Forschung aufzugreifen. Unserer Mission folgend, kann kein MPI für die Ewigkeit konzipiert sein. Voraussetzung für seinen Fortbestand ist die Gewinnung einer herausragenden Forscherpersönlichkeit, die ein überzeugendes wissenschaftliches Konzept verwirklicht.

Dies ist uns am MPI für Geschichte in Göttingen in zwei Anläufen nicht gelungen. Nach den gescheiterten Berufungsverfahren werde ich nach der Beratung in der Sektion dem Senat vorschlagen, die traditionell am MPI vertretenen Abteilungen, Mittelalter- und Neuzeitforschung, zu schließen. Damit machen wir den Weg frei für die Umsetzung eines

neuen zukunftsfähigen, wissenschaftlichen Forschungskonzeptes. Ich habe Herrn Streeck daher gebeten, heute Nachmittag im Rahmen der Sektionssitzung eine Stammkommission einzusetzen. Diese Kommission soll die thematische Neuausrichtung konkretisieren, so dass dann zügig die Neuberufungen angegangen werden können. Die GSHS hat nun die Chance, ein neues wissenschaftliches Forschungskonzept aufzugreifen und am bisherigen MPI für Geschichte zu etablieren.

Sie haben in den letzten Tagen in der Presse verfolgen können, wie sorgenvoll gerade Historiker von außerhalb der MPG auf diese Umstrukturierung schauen. Ich bin überzeugt, dass damit weder der Untergang des Abendlandes eingeläutet wird, noch kennen diese Kritiker die Max-Planck-Gesellschaft, wenn sie unterstellen, dass sich die Geisteswissenschaften in der MPG nun dem Diktat des Anwendungsbezugs unterwerfen. Welche wunderbaren Möglichkeiten sich mit einer Veränderung eröffnen können, hat zuletzt die Umstrukturierung des MPI für Strömungsforschung in das MPI für Dynamik und Selbstorganisation gezeigt. Übrigens auch in Göttingen angesiedelt.

Um generell die Ausrichtung der Max-Planck-Gesellschaft, die großen Linien, das Etablieren von neuen Wissenschaftsfeldern und das Aufgeben anderer Felder auf einer breiten Basis diskutieren zu können – dafür habe ich, wie Sie wissen, den Perspektivenrat eingerichtet. Hier sollen die Beratungsprozesse aus den Perspektivenkommissionen, Stammkommissionen und Berufungskommissionen der verschiedenen Sektionen zusammenlaufen, um auf diese Weise die beste Lösung für die Weiterentwicklung unserer Gesellschaft zu finden. Neben den Sektionsvorsitzenden beteiligen sich die Vizepräsidenten, der Vorsitzende des Wissenschaftlichen Rates sowie die Mitarbeiter, die in der GV diese Prozesse begleiten.

Der Rat hat bislang viermal getagt. Wir sind sozusagen noch ein wenig am Üben. Ich hege aber große Hoffnungen, dass wir in diesem Gremium – hoffentlich ganz überwiegend im Konsens – die Entscheidungen entwickeln und auf den Weg bringen, die uns optimal für den globalen Wettbewerb rüsten.

Denn trotz all unserer Individualität und Heterogenität muss es immer um die Max-Planck-Gesellschaft als Ganze gehen. Eine MPG, die Kreativität fördert, hoch risikoreiche Forschung auf höchstem Niveau betreibt und damit hervorragende Ergebnisse hervorbringt, die schließlich weltweite Anerkennung erfahren, beispielsweise mit einem Nobelpreis.

Warum immer der Hinweis auf den Nobelpreis, ist er wirklich so wichtig?, fragen Sie sich vielleicht. Bevor mir – allen voran die Kolleginnen und Kollegen aus den Geisteswissenschaften böse werden, zwei Sätze dazu. Renommierte Preise, besonders der Nobelpreis, sind so bedeutsam, weil – wie es der französische Schriftsteller Marcel Mart so schön auf den Punkt bringt - „Leistung allein nicht genügt. Man muss auch jemanden finden, der sie anerkennt.“

Preise stehen für die herausragende Leistung eines Wissenschaftlers und damit für die Einrichtung, in der er oder sie diese Leistungen erbringen konnte. Und je prestigeträchtiger der Preis desto höher die Bedeutung der Auszeichnung in der Öffentlichkeit. Und man muss schon fast leider sagen, aber in der breiten Öffentlichkeit hat kein Preis das Ansehen eines Nobelpreises. Somit war die Nobelpreisverleihung an Herrn Hänsch, 10 Jahre nachdem Frau Nüsslein-Volhard und Herr Crutzen den Preis erhalten haben, auch für die MPG ein bedeutender Tag – ebenso wie für die Ludwig-Maximilians-Universität, bei der es noch 31 Jahre länger dauerte. Der letzte LMU-Nobelpreisträger war 1964 Feodor Lynen, der bekanntlich Direktor am MPI für Zellchemie war.

Aber zurück ins Jahr 2005. Denn die Bilanz des Jahres ist nicht nur im Hinblick auf den Nobelpreis positiv: Herr Hopt hat all die Preisträger schon genannt, die den Leibniz-Preis oder andere renommierte internationale Preise erhielten – auch wenn ich sie nicht mehr



einzelnen nenne, schließe ich mich den Glückwünschen an. Einen möchte ich doch noch herausgreifen, dem die Wochenzeitung DIE ZEIT den Titel „Million Dollar Baby“ verliehen hat. Die Rede ist von unserem Nachwuchsforscher Angelos Michaelides vom Fritz-Haber-Institut, der mit nur 29 Jahren den European Young Investigator Award erhalten hat.

Diese Ehrungen und Auszeichnungen auch für so junge Wissenschaftler wie Herrn Michaelides sind ein Indiz dafür, dass es uns gelingt, die Besten auf allen Ebenen zu identifizieren und zu fördern. Dazu tragen nicht zuletzt die regelmäßige Evaluation der Leistungen und der Rat der Fachbeiräte bei, die ihrerseits zu den Besten ihres Faches zählen.

Aktuell stehen wir vermutlich am Anfang einer ständigen Bewertung von Forschungseinrichtungen. Der Slogan zur Etablierung des Pakts für Forschung und der Exzellenzinitiative „Mehr Forschung fürs Geld“ lässt darauf schließen, dass Mittelvergabe und Leistungskontrolle künftig noch stärker korrelieren. Das Forschungsrating, das der Wissenschaftsrat gerade in einer Pilotphase verfolgt, weist in die gleiche Richtung. Allen voran hat sich Herr Mehlhorn in vielen vorbereitenden Sitzungen bemüht, auf Sinn und Unsinn etwa bibliometrischer Analysen einzugehen und die Bedeutung von Peer-review-gestützter Bewertung ähnlich unseren Fachbeiräten herauszustellen. Und er hat alles getan, um zu belegen, wie bedenklich es ist, ähnliche Fächer unterschiedlicher Einrichtungen mit unterschiedlicher Mission miteinander zu vergleichen. Nach all diesen Diskussionen beginnt nun die Pilotstudie. Wir werden uns überraschen lassen, wie der Vergleich unterschiedlicher Einrichtungen in den Fächern Soziologie und Chemie ausfällt. Jedenfalls haben wir zugesagt, dass wir in dieser Pilotstudie mitarbeiten. Denn trotz aller berechtigter Kritik an der Methodik darf gerade die MPG einen Leistungsvergleich nicht scheuen!

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

ich hatte eingangs von dem Stimmungswandel gesprochen, der bewirkt hat, dass Wissenschaft und Forschung sich heute einer großen Unterstützung aus Politik und Öffentlichkeit erfreuen können. ABER: Damit gehen auch große Erwartungen einher. Die Gesellschaft erwartet von der Wissenschaft Lösungen oder zumindest Hilfestellungen, um angesichts der großen globalen Herausforderungen zu bestehen – sei es in der Medizin oder beim Klimaschutz. Natürlich ist Wissenschaft nicht zweckfrei, sondern einem allgemeinen humanen Zweck verpflichtet. Und Wissenschaft wirkt sich auf die Gesellschaft aus, weil ihre Ergebnisse Anwendung finden und damit für jeden erfahrbar werden. Wichtig ist, dass sich jeder einzelne Wissenschaftler um eine sorgfältige Arbeit bemüht. Ist das nicht der Fall, leidet – verständlicherweise – das Vertrauen in die Wissenschaft als Ganze.

Aktuell stehen gerade die Naturwissenschaften in der öffentlichen Kritik. In der FAZ schrieb kürzlich der Leiter des Wissenschaftsressorts Joachim Müller-Jung: „Für eine Institution, in deren Händen unser Wohlergehen und die technische wie die geistige Zukunft vieler Kulturen liegen, erweisen sich die Naturwissenschaften in diesen Tagen als bemerkenswert unsichere Kantonisten. Ein spektakulärer Betrugsfall jagt den nächsten.“

Natürlich spielt Müller-Jung vor allem auf den Fall des südkoreanischen Stammzellforschers Hwang Woo Suk an. Und da hätte es wirklich kaum schlimmer kommen können. Denn gerade die Stammzellforschung stellt ein besonders kritisches und kontroverses Gebiet dar. Hier kommen zwei Dinge zusammen. Zum einen die großen Hoffnungen, die viele Menschen auf diese Forschung richten. Zum anderen die ohnehin schwierigen ethischen Fragen, die der Umgang mit embryonalen Stammzellen grundsätzlich aufwirft. In Hwangs Labor wurden nicht nur Forschungsergebnisse gefälscht. Hwang weckte falsche Erwartungen, dass er schon bald gelähmte Menschen heilen könnte, zugleich verstieß er auch gegen grundlegende ethische Regeln, indem er Mitarbeiterinnen zu Eizellspenden nötigte. Wir können nur hoffen und dazu beitragen,

dass dieser Skandal als das Werk eines einzelnen Forschers gesehen wird und er nicht die gesamte Forschung in Misskredit bringt.

Auch wenn jetzt die Selbstregulierungskräfte der Wissenschaft gegriffen haben und das wissenschaftliche Fehlverhalten in jeder Dimension aufgedeckt wurde, stellt sich die Frage, warum Hwang mit seinen ungeheuerlichen Betrugereien überhaupt so weit kommen konnte. Ein Grund, weshalb seine Fälschung so spät aufflog, war sicher, dass die Zeit für die Entdeckung, für das Anwenden der Methode gekommen schien. Wir alle gingen von der Machbarkeit aus. Die Frage schien nur noch: Wer macht das Rennen innerhalb des globalen Forschungswettbewerbs? Dies ist vermutlich auch ein gewichtiger Grund, warum die Gutachter der Zeitschriften nicht skeptisch geworden sind. Damit möchte ich dieses Versagen aber nicht entschuldigen.

Aber wie können wir künftig besser vorsorgen? Grundsätzlich sind nicht nur das Begutachtungsverfahren und die Kontrollmechanismen bei den Zeitschriften zu überdenken. Immer fragwürdiger erscheint vor diesem Hintergrund das Publish-or-Perish-Denken. Wir haben uns daher immer dafür eingesetzt, dass bei der Leistungsbewertung des einzelnen Wissenschaftlers nicht nur die Publikationsliste und der Impact-Faktor entscheiden dürfen, sondern dass es einer umfassenderen Evaluierung bedarf, beispielsweise durch einen Fachbeirat.

Aber keiner von uns darf sich zurücklehnen und glauben, uns könnte das nicht passieren. Hier erinnere ich nur an den Fall Hendrik Schön. Jeder Einzelne von uns ist gefragt: Als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die international kooperativ arbeiten, müssen wir mehr Sensibilität und Aufmerksamkeit an den Tag legen. Wir haben den Auftrag, dafür zu sorgen, dass Forschung verantwortungsvoll betrieben wird; und wir müssen alles tun, um Missbrauch oder Verstöße gegen rechtliche und ethische Regeln zu verhindern. Dieser Auftrag richtet sich an jeden einzelnen Forscher genauso wie an die Wissenschaftsinstitutionen.

Die Max-Planck-Gesellschaft hat schon im Jahr 2000 umfassende Regelungen zum wissenschaftlichen Fehlverhalten eingeführt – ein System, das sich bewährt hat. Unsere „Regeln für gute wissenschaftliche Praxis“ zielen in erster Linie darauf ab, persönliches Fehlverhalten von Wissenschaftlern zu verhindern, vor allem Fälschungen und Unstimmigkeiten im Publikationsprozess. In der Zwischenzeit wird gutes wissenschaftliches Verhalten international jedoch noch wesentlich komplexer und vielschichtiger definiert. Ein solcher Code of conduct enthält heute auch Regeln über

die Forschung mit Menschen/Patienten,  
die Forschung mit Tieren,  
den Schutz der Privatheit,  
den Umgang mit gefährlichen Substanzen oder Erregern,  
den Umweltschutz,  
die Gleichstellung und Verhinderung von Diskriminierung,  
die Offenlegung finanzieller Konflikte (Conflict of interest),  
die Verbreitung wissenschaftlicher Ergebnisse (open access) oder  
die Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Ich habe daher Herrn Hopt gebeten, mich bei der Weiterentwicklung unserer Standards zu unterstützen. Wir denken daran, eine Präsidentenkommission beim Wissenschaftlichen Rat anzusiedeln, deren Aufgabe eben die Weiterentwicklung unseres ethischen Codes sein soll. Beteiligt werden sollen aktive wie emeritierte Wissenschaftliche Mitglieder. Eine Arbeitsgruppe, die sich mit einem Teilbereich befassen soll, ist bereits im Kern berufen und soll von den Sektionen vervollständigt werden. Ihr Schwerpunkt ist es, Richtlinien zu entwerfen, wie sich die Max-Planck-Gesellschaft im Bereich der Wehr- und Sicherheitsforschung positionieren soll. Wir werden künftig auch hier im Wissenschaftlichen Rat die Empfehlungen diskutieren.

Meine Damen und Herren, die Schwerpunktsetzung auf Wissenschaft und Forschung, die wir heute erleben, ist richtig und gut. Doch wir dürfen nicht sträflicherweise übersehen, dass die entscheidende Unterstützung der Forschung wegbrechen könnte: nämlich die Zustimmung und das Vertrauen der Bevölkerung, also unseres Geldgebers. Zustimmung und Vertrauen, die darauf basieren, dass man uns, den Wissenschaftler vertrauen kann, dass wir unsere Ergebnisse sorgfältig und genau erarbeiten und dabei alle ethischen Regeln einhalten. Aber wir haben diese Verantwortung nicht nur innerhalb der Wissenschaft, sondern als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gegenüber der Gesellschaft insgesamt.

§ 1 der Deklaration der Weltwissenschaftskonferenz von 1999 besagt:

„Die Wissenschaft sollte der gesamten Menschheit dienen und dazu beitragen, ein vertieftes Verständnis für Natur und Gesellschaft, eine bessere Lebensqualität sowie eine nachhaltige und gesunde Umwelt für heutige und künftige Generationen zu schaffen.“

Sie alle helfen mit, dieses Ziel zu erreichen.